



Die Mädchen von Salem mit dem „bösen Geist“ Tituba (Sylvana Seddig, vorne) Armin Smailovic

Eigentlich wird nur gebrüllt

Stefan Pucher zeigt eine erregte Version von Arthur Millers „Hexenjagd“ am Thalia Theater, die dabei aber ohne Zwischentöne bleibt

ANNETTE STIEKELE

HAMBURG :: Entrückte Gesichter mit weit aufgerissenen Augen. Ekstatische Tänze im Wald. Blut rinnt aus Mündern. Junge Mädchen lachen irre. Und mittendrin Julian Greis als geschockter Frömmel Reverend Parris, der unfreiwilliger Zeuge des nächtlichen Schauspiels wird. Die ambitionierte Videoinstallation von Meika Dresenkamp liefert das Vorspiel zu Stefan Puchers Version von Arthur Millers Klassiker „Hexenjagd“ aus dem Jahr 1953, die jetzt Premiere am Thalia Theater feierte.

Wo das Video raffiniert mit gegenwärtigen Popästhetiken spielt und etwa an die düstere Serien-Zukunftsvision „The Handmaid's Tale“ erinnert, bringt die Bühnensituation den Betrachter wieder jäh auf die Erde. Barbara Ehnes hat einen Bretterboden-Zwinger-Scheiterhaufen samt Ölfässern und Strohhallen unter einem hölzernen Kirchenschiff-Dach errichtet. Eine gestrige und zugleich apokalyptische Welt.

Vor dieser Szenerie lässt Pucher das Geschehen ungewohnt brav vom Blatt spielen. Der nächtliche Tanz mündet in heftige Hexerei-Beschuldigungen, die erst über die ortsfremde Tituba hereinbrechen, als Kunstwesen im violetten Flauschpelz getanzt und gesprochen von der Berliner Choreografin Sylvana Seddig. Später dann über die Mädchen,

die bald alles Denk- und Undenkbare gestehen, um die eigene Haut zu retten. Ihre strengen Hauben-Kostüme von Annabelle Witt erinnern an puritanische Enge vergangener Jahrhunderte. Passend zu der radikalisierten Dorfbevölkerung im Salem, Massachusetts des Jahres 1692, die Arthur Miller seinerzeit die historische Vorlage lieferte, um 1953 eine Parabel auf die Kommunistenhatz der McCarthy-Ära zu erzählen.

Pucher setzt auf das Überdrehte und Überzogene

Bis auf wenige, wohlthuende Brüche durch Tanz und Video setzt Pucher auf klassisches Schauspieltheater, und das um einige Gäste erweiterte Thalia-Ensemble gibt wirklich alles.

Antonia Bill überzeugt in der Rolle der Abigail Williams, die die Ereignisse für eine ganz persönliche Rache nutzt. Kristof van Boven gibt dem Reverend John Hale, der den Dingen vermeintlich einheitlichen hysterischen Tonlage und exaltierten Gesten. Die Schauspieler stellen in dieser Atmosphäre der Dauererregtheit Wort um Wort aus. Und zunehmend fehlen die Zwischentöne. Die bleiben allein dem in den Ereignissen zerriebenen Ehepaar Proctor vorbehalten, der konzentriert aufspielenden Marina Galic als kränkelnd eifersüchtiger Elizabeth Proctor und Jörg Pohl als ihrem kurzzeitig mit Abigail in Untreue

Schnell rücken auch wirtschaftliche Interessen des Einzelnen in den Vordergrund. Während die einen der Verdammnis anheimfallen und sich die Ge-

fängnisse füllen, sind umgekehrt die Emporkömmlinge, Profiteure und Leichenfledderer nicht weit.

Um die Mechanismen der Fanatisierung freizulegen, setzt Stefan Pucher auf das Überdrehte, Überspannte, Überzogene. Sein Zugriff stellt Hysterie, Wahn und Paranoia der Dörfler aus. Bald fühlt sich das Publikum selbst als Teil des Gerichts, in dem die erhitzten Anklagen von Rafael Stachowiak als Thomas Danforth wie Gewehrsalven knallen. Ein eitler Geck und teuflischer Haarspalter im Dienste der vorgeblich Aufrechten, den es nach Verurteilungen dürrt. Argument geht gegen Gegenargument.

Die Beweisführung dreht sich quälend im Kreis. Wer lügt? Wer hat den kalten Atem des Teufels nun wirklich gespürt? Die Wahrheitssuche wird zum zähen und strapaziösen Exorzismus-Unterfangen – auch im Zuschauerraum.

Denn es bleibt bei einer weitgehend einheitlichen hysterischen Tonlage und exaltierten Gesten. Die Schauspieler stellen in dieser Atmosphäre der Dauererregtheit Wort um Wort aus. Und zunehmend fehlen die Zwischentöne. Die bleiben allein dem in den Ereignissen zerriebenen Ehepaar Proctor vorbehalten, der konzentriert aufspielenden Marina Galic als kränkelnd eifersüchtiger Elizabeth Proctor und Jörg Pohl als ihrem kurzzeitig mit Abigail in Untreue

gefallenen gutherzigen Ehemann John. Es dauert, bis Pohls Proctor, als Rockabilly-James-Dean mit Haartolle und Backenbart, sich doch noch zum Verteidiger seiner eigenen Würde aufschwingt. Die gemeinsamen Szenen von Galic und Pohl zählen mit zu den intensivsten des Abends. Und zu den wenigen wahrhaft berührenden.

Regisseur Stefan Pucher ist eigentlich bekannt für eine ebenso sinnliche wie geistreiche Verschmelzung von

Stimmen

Sonia Farke, Winterhude: Ich bin nicht total begeistert und habe sehr gemischte Gefühle. Die Schauspieler waren daran gehindert, ihr Können zu zeigen, weil sie fast die ganze Zeit nur schreien mussten. Das hat mich nicht berührt. Da wurde etwas verschenkt.

Taufiq Klinkenberg, Wilhelmsburg: Ich finde es schwer, den Abend einzuordnen und den Kontext zu sortieren. Die Aktualität des Stückes wurde nicht ausreichend deutlich. Die Darstellerin der Abigail fand ich allerdings herausragend.

Popästhetik und tiefer Textauslotung. Das glückt häufig, wie in seinen Thalia-Arbeiten „Ein Sommernachtstraum“ oder in „Warten auf Godot“. Diesmal gelingt es weniger. Und so bleibt in dieser „Hexenjagd“ im Dunkel, wie genau sich eigentlich der Übergang von einer äußeren Normalität zu einer längst selbstständigen Hetze vollzieht. Das aber wäre die interessante Frage des Abends gewesen, die das Stück eben auch zur Parabel unserer Zeit machte. Diesen Bezug legt Pucher zwar nahe, aber er bleibt unausgesprochen.

Zum guten Schluss, da sind die Dorfstraßen längst leergefegt, das Vieh ist sich selbst überlassen und Bauer Proctor gehängt, darf Jörg Pohl immerhin noch wie weiland Alexander Scheer in Puchers legendärem „Othello“ am Schauspielhaus einen Showmoment der Unsterblichkeit genießen und „There is no God“ singen.

Das wäre ein akkurater Schlusspunkt gewesen. Dass Sylvana Seddigs Tituba die Auflösung der theokratischen Dorf-Ordnung als Moral des Abends in direkter Publikumsansprache hinterherzieht, ist vollkommen unnötig.

„Hexenjagd“ Weitere Vorstellungen 2.10., 9.10., 12.10., 8.1.2019, 9.1.2019, jeweils 19.30, Thalia Theater, Alstertor, Karten 7,50 bis 38,- unter T. 32 81 44 44; www.thalia-theater.de

Breitbach-Preis an Arno Geiger verliehen

KOBLENZ :: Der österreichische Schriftsteller Arno Geiger ist am Freitagabend in Koblenz für sein literarisches Gesamtwerk mit dem Joseph-Breitbach-Preis 2018 ausgezeichnet worden. Der mit 50.000 Euro dotierte Preis ist neben dem Georg-Büchner-Preis und dem Siegfried Lenz Preis einer der höchstdotierten deutschen Auszeichnungen für Literatur. Der Kritiker und Literaturwissenschaftler Franz Haas begründete in seiner Laudatio die Wahl der Jury mit „Arno Geigers Meisterschaft der Anverwandlung“. Der Schriftsteller mache sich seine Figuren zu eigen: „Von Buch zu Buch gelingt ihm dieses Sich-Einleben in eine fremde Menschenhaut immer wieder.“ Besonders verblüffend sei dies bei den weiblichen Figuren seines Werkes.

Die rheinland-pfälzische Medien-Staatssekretärin Heike Raab (SPD) ergänzte, Geiger gelinge das seltene Kunststück, von Leserinnen und Lesern wie von der Kritik gleichermaßen anerkannt zu werden. „Arno Geiger gehört mit Fug und Recht in den exzellenten Kreis derer, die für ihr literarisches Schaffen mit dem Joseph-Breitbach-Preis ausgezeichnet worden sind.“

Der 1968 in Bregenz geborene Arno Geiger lebt in Wolfurt/Vorarlberg und Wien. Zu seinen Veröffentlichungen gehören „Kleine Schule des Karussellfahrens“ (1997), „Es geht uns gut“ (2005) und „Der alte König in seinem Exil“ (2011). Er wurde unter anderem mit dem Deutschen Buchpreis (2005), dem Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg (2011), dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung (2011), und dem Alemannischen Literaturpreis (2017) ausgezeichnet. Der Josef-Breitbach-Preis wird seit 1998 jährlich von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz und der Stiftung Joseph Breitbach in Vaduz an deutschsprachige Schriftsteller verliehen. (epd)

QUERSCHLAGER

Killermutti auf Lanzarote

Der „Literaturspiegel“ fasst den neuen Roman Juli Zehs zusammen

NACHRICHTEN

KUNST

Mehr als 120.000 Besucher auf Berlin Art Week

BERLIN :: Die fünftägige Berlin Art Week hat rund 120.000 Besucher angezogen. Das stadtweite Kunstevent habe damit seine eigenen Erwartungen übertroffen, sagte ein Sprecher zum Abschluss. Ursprünglich war mit 100.000 Besuchern gerechnet worden. Zahlreiche Galerien, Projekträume und Ausstellungshäuser beteiligten sich an der siebten Auflage der Kunstwoche. Allein die Kunstmesse Art Berlin in Hangars am früheren Flughafen Tempelhof zog 35.000 Sammler an. Zu den Höhepunkten der Art Week zählte eine Installation von Rebecca Horn, die in der Sankt-Hedwigs-Kathedrale jeweils zur Dämmerung ihre Arbeit „Glowing Core“ vorstellte.

FOTOGRAFIE

Wolfgang Tillmans mit Goslarer Kaiserring 2018 ausgezeichnet

GOSLAR :: Der Fotokünstler Wolfgang Tillmans hat den Kaiserring 2018 der Stadt Goslar erhalten. Der 50-Jährige nahm die Auszeichnung, die als einer der weltweit wichtigsten Preise für moderne Kunst gilt, während einer Sondersitzung des Stadtrats in der historischen Kaiserpfalz entgegen. Der in London und Berlin lebende Künstler gehöre angesichts seines vielschichtigen Lebenswerks zu den bedeutendsten Fotografen unserer Zeit, so die Jury. Bekannt wurde Tillmans in den 90er-Jahren mit Fotografien aus der Jugend- und Popkultur. Seine Werke wurden bereits in vielen internationalen Ausstellungen gezeigt.

Wo die wahren Perlen des Filmfestes Hamburg zu finden sind

Feministische Porno-Ästhetik, ein neuer Lenz-Film, ein bizarres Brasilien – die **cinéastischen Perlen** zeigen sich abseits vom Gedränge

HAMBURG :: Warum tut man sich das an? Filmfest Hamburg, das heißt Gedränge, Wichtigkeit, unbefriedigende Reden der eingeladenen Künstler, „Thank you, Hamburg, so happy to be here“. Das macht man nicht wegen des Horror-Starvehikels „Halloween“, auch nicht wegen der neuen Folgen der TV-Produktion „Der Tatortreiniger“. Sondern man geht in die Nebenreihen, man sucht Perlen im Festivalstress.

Man findet: „Sol Alegría“, nachmittags im kleinen Abaton-Kino. Als „wahrscheinlich verrücktesten Film des Jahres“ kündigt Kurator Roger Alan Koza den Film an, er hat recht: Tavinho und Mariah Teixeira haben einen Bilder-rausch gedreht, der Gewalt mit Humor und Erotik mixt. Gezeigt wird ein Brasilien, in dem korrupte Klerikalfaschisten die Macht übernommen haben, während eine Revolutionärsfamilie den Wi-

derstand plant, mittels Sex, Rausch und Kunst. „Sie können uns alles nehmen, nur unsere Lust nicht“, wird in einem oppositionellen Kloster postuliert, tief im Amazonas-Urwald, wo die Nonnen eine Marihuana-Zucht aufgezogen haben, und das ist so abgedreht, wie es klingt. Allerdings: Angesichts des



Filmfest heißt auch: Open Air am Jungfernstieg Filmfest Hamburg/Spahrbier

Rechtsrutsches, der sich aktuell in der brasilianischen Politik andeutet, könnte es sein, dass die beschriebenen Zustände gar nicht allzu weit entfernt sind.

Vor dem Cinemaxx belagern Fotografen einen Asiaten mittleren Alters. Ein Star? Vielleicht Mamoro Hosoda, der Regisseur des Anime „Mirai – Das Mädchen aus der Zukunft“? Fast, es ist der Produzent, aber Glamour-Atmosphäre kommt dennoch auf. „Mirai“ entpuppt sich als kluge, realistisch animierte Familiengeschichte, die einerseits das für Studio-Chizu-Produktionen typische Niedlichkeitsschema bedient, andererseits aber heutige Fragen verhandelt, die in Japan so aktuell sind wie in Hamburg. Erzählt wird von einer Kleinfamilie, die ein zweites Kind bekommt – das Erstgeborene muss damit klarkommen, dass sich nicht mehr alles um ihn dreht. Eifersucht ist ebenso The-

ma wie familiäre Überforderung und sich auflösende Rollenbilder, das ist für ein vordergründig als Kinderfilm daher kommendes Werk eine Leistung.

Auch eine Hamburgensie wurde im Cinemaxx gezeigt: die letzte von drei Lenz-Verfilmungen des ZDF. Wieder Ina Weisse als Hauptdarstellerin, sie spielt in „Der Anfang von etwas“ die Meteorologin Anne, deren Ehemann Harry (Juergen Maurer) angeblich bei einem Schiffsuntergang ums Leben gekommen ist. Seine Leiche wurde nie gefunden. Nun mehren sich rätselhafte Ereignisse. Der Film basiert auf einer Kurzgeschichte aus dem Jahr 1958, die für den Film „angereichert“ wurde und nicht mehr besonders viel mit der Vorlage zu tun hat. Viele schöne Hamburg-Bilder dominieren über einen manchmal vorhersehbaren Handlungsverlauf. Ins Studiokino dann ist kaum ein

Durchkommen – die Bernstorffstraße ist praktisch blockiert durch das Viva-La-Bernie-Solikonkonzert mit Jan Delay und Fettes Brot. Drängeln lohnt aber: Im Studio läuft der argentinische Erotikfilm „Die feurigen Schwestern“, der sich als künstlerisch eindrucksvolle Studie über weibliche Sexualität entpuppt.

Ein Frauenpaar reist durch Feuer-land und nimmt auf seiner Fahrt immer weitere Frauen mit. Und je weiter sich die Zivilisation entfernt, desto utopischer, märchenhafter und sinnlicher wird die Reise. Formal sucht Regisseurin Albertina Carri nach einer feministischen Porno-Ästhetik und findet: Humor, expliziten Sex, Subversion, den Bruch mit Körpernormierungen. „Die feurigen Schwestern“ ist mindestens so lustig wie lustvoll.

Und genau wegen solcher Filme tut man sich das an. (fks)